

Nutzen und Vermügen.

Freitag den 29. August 1823.

Die Hungersnoth in der Schweiz in den Jahren 1816 und 1817.

(Aus dem österreichischen Bürgerblatte).

Es zieht düster drohend und schwer ein Gewitter heran, rollende Donner verkünden es von ferne, und aus schwarzen Wolken fahren Feuerflammen durch die schwülen Lüfte. Bange erwarteten die Sterblichen ihr Schicksal, von neuen ermahnt an eine höhere Macht, die über die Armen im Graubwälder. Endlich ist's vorüber, der Sturm hat ausgelebt, die Höhen haben ihrer Glämen und ihrer Eismassen sich entleert; über Tausende und Hunderttausende ist die Drohung unschädlich, ja segnend hinweg gegangen. Aber mancher ward schwer von den schrecklichen Mächten getroffen. Bäume liegen zersplittert, entwurzelt, Haus und Scheuer sind niedergebrannt, Hagelschauer hat die Saaten vernichtet. Wenige Minuten haben die Arbeit vieler Tage, den Schweiß vieler Hände, tausend grünende Hoffnungen des Fleißes zerstört. Klage tönt aus dem Munde der Verunglückten, Mitleid aus den nächsten Umgebungen, aber je entfernter vom Schauplatz der Verheerung, desto kälter und gleichgültiger zeigt sich die Mehrzahl der Verschonten, denn noch ist ja das Land weit und breit reich an tausenden hoffnungsvoller Saaten. Zwar der Betroffene leidet darum nicht minder, aber besseres Glück und Mitleid des Nachbars können trösten und helfen. Wenn aber die Schläge des Unglücks ein ganzes Land erschüttern, wenn Miswachs und Verheerung den Auswärtigen, wie den Einheimischen trifft, wenn die Wunden ohne Heilmittel mehrere Jahre hindurch bluten, sogar durch neue

Schrecknisse stets wieder aufgerissen werden, wenn fast niemand mehr ist, der helfen kann, und endlich der Leiden Übermaß die Unglücklichen zu erdrücken droht: dann mahlt sich menschliches Elend und menschliche Stärke in den lebhaftesten, erschüttertesten Scenen. Tausend Thränen des Jammers werden verfohnt durch tausend Thränen des edelsten Mitleides, und gleich den zahllosen Tropfen des Regenbogens im Widerscheine der Sonne geben auch sie ein buntes, trübes und freundliches, aber doch erhebendes Gemälde dem tiefem Blicke des Menschenfreundes. Im Unglücke muß man Menschen beobachten, um das in ihnen zu bewundern, was über alles Unglück erhaben ist, und was oft eben so gut unter der armseligsten Strohhütte, wie unter dem prächtigsten Marmorpalaste wohnen kann.

Die Jahre 1816 und 1817 wurden für mehrere Gegenden Deutschlands wahre Noth- und Leidensjahre; Miswachs, Theurung, Hungersnoth lasteten schwer auf manchen Mittelclassen, wie drückend erst auf den untersten, ärmsten im Volke, denen keine Saaten reiften, kein bestimmtes Einkommen die Bedürfnisse deckte, die selbst nicht einmahl Arbeit für ihre bereitwilligsten Hände finden konnten. Manche Cantone der Schweiz litten damals mehr, als irgend ein anderes Land; Thurgau, St. Gallen, Appenzel sahen einen Theil ihrer Bewohner durch Hunger zur Auswanderung gezwungen, einige sogar, die nicht entfliehen konnten, wirklich Hungers sterben. Den höchsten Grad aber mochte das Elend im Canton Glarus erreicht haben. Ein Augenzeuge macht davon folgende getreue Schilderung! „Das Dorf Emertlinth im Vintthale gewährte einen Jammeranblick, der schwer-

sch beschriebenen werden kann. Die armen, niedrigen Hütten dieses Gebirgskleins schienen bloß von Leichen bewohnt zu seyn, von denen einige zwar noch nicht ganz todt, aber eben desto schrecklicher anzusehen waren, weil die Verzweiflung des Hungertodes noch aus den hohlen Augen blickte.

Alle lagen halb nackt, kaum mit schmutzigen Fetzen hinreichend bedeckt, auf dem Boden herum. Fast nirgends sah man ein Bettzeug, noch weniger einen Tisch, Stuhl oder eine Bank, und das ganze Hausgeräthe bestand in ein Paar schlechten Töpfen, worin sie Erdäpfel die noch dazu von der unschmackhaftesten Art waren, kochten. In manchen Orten hatte man nichts als Gras und Messeln im Wasser gesotten, ohne alle Zubereitung. Höchstens vertrat bisweilen ein Kerzenstümpfchen die Stelle des Schmalzes. Aus Mangel an Kleidung konnten die Leute aus manchen Gegenden öfters drey bis vier Jahre hindurch nicht zur Kirche, ihre Kinder nicht zur Schule kommen, und in dumpfer Gleichgültigkeit, die oft eine Folge des äußersten Elendes ist, sagten sie: Es ist nichts anderes übrig, wir müssen also sterben, wir müssen endlich verhungern. — Nachdem der oben erwähnte Augenzeuge diesen bedauernswürdigen Menschen eine kleine Unterstützung zurückgelassen hatte, ging er in eine andere Hütte. Da sah ein altes Mütterchen im Mondenschein beym Spinnrocken, und spannte völig munter und zufrieden darauf los. Wie geht es, Mütterchen? fragte der Fremde. — O ganz erträglich! war die Antwort. Der gute Gott verläßt uns nicht. Im Winter, ja da hatten wir Noth, da hatten wir nichts als Kleyen zu essen. Nun kommt aber der Frühling, da wachsen Messeln und andere Kräuter. Gott läßt sie eben un der Armen willen wachsen. Man muß nur nicht mehr begehren, als man haben kann, der Herrgott hilft doch täglich. Meine Tochter da jammert wohl etwa, ich verweise es ihr aber. Wenn wir dann so bespammten sitzen, so machen wir gleichwohl manchen Spaß mitammen, und sind recht froh. — Welche Sprache! Welche bewundernswürdige Gensigsamkeit und Ergebung! Mancher mag glauben, diese Worte seyen aus einem Romane geborgt, oder möchten vielleicht auf der Bühne ihren rechten Platz finden, aber Wahrheit seyen sie nicht. Indessen sind sie nicht mehr als trockene ungeschminkte Wahrheit. Wie wenig verstehen wir Glück-

lichen, Reichen oder auch nur bequem Lebenden diese große Kunst! Dieß ist der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung, eines wahrhaft christlichen Glaubens; diese Geduld ist reiner, als die des stolzen Stoikers, ist Lebensweisheit in ihrer einfachsten Gestalt. Denn leichter ist's, Leiden zu ertragen, die man sich selbst auferlegt, und nach Belieben wieder abschütteln kann. Wahrer Muth und echte Frömmigkeit besteht in der ruhigen, vertrauensvollen Erduldung jener Leiden, die uns die Vorsehung auferlegt.

Doch zur Übersicht des Elendes, das so lange fortwüthete, und so große Verheerung anrichtete, ehe Hülfe kam. Im Canton Appenzell starben gegen 3000 Menschen an verschiedenen Krankheiten, den Folgen des schrecklichen Hungers und der schlechten, oft unnatürlichen Nahrungsmittel; denn man aß mit Gierigkeit den Abfall von Rüben und Kartoffeln, Blut und Äser; Pferde, Hunde, Katzen und Schnecken galten für Leckerbissen. Zu Hundwyl starb der sechste Theil der Bevölkerung von 3300 Einwohnern; im Canton St. Gallen über 1700 Personen. Endlich kamen zwar Beyträge, die so reichlich waren, daß die Hälfte davon früh genug vor dem Überhandnehmen der Noth zweckmäßig angewendet, mehr als hinreichend gewesen wäre. Jetzt aber erschienen sie, leider! großen Theils schon zu spät. Doch auch diese verdienen ihre dankbare Erwähnung, denn sie kamen aus den besten Herzen, und retteten noch Tausende, die sonst gleichfalls dem Hungertode kaum entgangen wären. Die bedeutendsten Beyträge kamen aus Deutschland, besonders aus dem nördlichen, wo der Prediger Menken in Bremen auf seine Fürbitte ansehnliche Summen zur Vertheilung an die armen Schweizer erhielt. In Holland verbanden sich Handelshäuser und ganze Gemeinden zu gleichem Zwecke, und der Kaiser von Rußland allein übersendete 100,000 Rubel.

Ungeachtet dessen bleibt es doch eine sehr traurige Erscheinung, die man von einem gewissen Standpuncte aus kaum für möglich halten sollte, daß es noch im neunzehnten Jahrhunderte mitten in Europa, mitten unter Christen, mitten unter lauter hoch cultivirten Staaten und den fruchtbarsten Ländern, die doch auch dem mahls nicht alle solchen Mißwachs hatten, daß es unter allen diesen Umständen noch möglich war, daß Tausende

von Menschen Hungers starben, und zwar nicht etwa in einer ganz unvermeidlichen, plötzlich eintretenden Noth von einigen Tagen, sondern während eines durch zwey bis drey Jahre anhaltenden Elendes, dem doch durch thätige Anstrengung in wenigen Monaten abgeholfen werden konnte. — So etwas soll dennoch bereits, wenigstens in Europa, unter die Unmöglichkeiten gehören. Denn es war sehr wohl möglich, durch frühzeitige Anzeige der Noth, durch weise Anstalten und schnell thätige Vorkehrungen dem Elende vorzubeugen. Wie Vielem mögen zur nöthigen Zeit im Ueberflusse geschwelgt haben, während nicht so gar ferne von ihnen Tausende vor Hunger verschmachteten! — Wohl dem Lande, das die Natur durch ihre Freygebigkeit schon größten Theils vor dergleichen Mangel schützt; drey Mahl wohl dem Lande, dessen Obere und Bürger, vom Gemeinfinne und Nächstenliebe beseelt, alle Furcht vor ähnlichem Sammer beseitigen.

Von der Kunst, die Bäume aus den Blättern zu ziehen.

Daß man die Bäume nicht nur aus Samen, sondern auch aus dünnen Reisern erzieht, ist eine so bekannte Sache, daß jeder gemeine Landmann davon zu sagen weiß.

Weniger bekannt ist es, daß man dieselben sogar aus Blättern gewinnen kann. Und zwar ist diese Kunst schon vor anderthalb hundert Jahren geübt worden. Doch taugen nicht alle Blätter dazu, sondern nur diejenigen, die stark und saftig sind.

Der Naturforscher Mandirola füllte ein Gefäß mit guter, gesiebter Gartenerde, und drückte in dieselbe fest einige Pomeranzen- und Citronenblätter, so daß diese bis zum dritten Theil mit Erde bedeckt wurden. Alle standen nicht weit vom Rande ab, damit in der Mitte noch ein Gefäß mit Wasser gestellt werden konnte, aus welchem wollene Fäden ausliefen, durch welche den Blättern immer die nöthige Feuchtigkeit mitgetheilt werden konnte. Der Versuch glückte trefflich, und nach einigen Monaten sah Mandirola seine Blätter in junge Bäumchen verwandelt. Ein Gärtner wiederholte den Versuch, nahm aber ein Blatt mit dessen anhängendem Auge. Jenes setzte Wurzeln an, die-

ses wurde zum Zweige, und so gab ein Mißverständnis zum Gelingen einer neuen Erfindung Gelegenheit.

Ein Herr von Münchhausen machte denselben Versuch mit einem Limonenblatte, an welchem glücklicher Weise ein tragbares Auge hing, von welchem der erste Zweig im zweyten Sommer im Gipfel blühte, und eine Frucht zum Vorschein brachte, welche in demselben Jahre zur Reife gelangte. Dr. Woltammer in Nürnberg erhielt dieses Bäumchen zum Geschenk, und der Pomolog Agricola ließ es zur Bewunderung für die Nachwelt in Kupfer stechen. Agricola versprach sich durch mehrere Versuche gleiches Vergnügen, war aber nicht so glücklich, in so kurzer Zeit eine Frucht zu erhalten. Indes ließ er den Muth nicht sinken, sondern fuhr muthig fort, nach der Vorschrift des Italieners zu verfahren, und so gelang es ihm im folgenden Jahre Knospen und Zweige zu erhalten. In neuern Zeiten ist man auf der betretenen Bahn fortgegangen, und ist in den Versuchen nicht weniger glücklich gewesen.

Diese Art der Fortpflanzung hat einen großen Vorzug vor den übrigen, sonderlich vor dem Kernstecken. Man hat den Vortheil, daß die aus Blättern erzogenen Stämmchen nicht oculirt werden dürfen; vielmehr kann man auf diese Weise in wenigen Jahren zu einer schönen Drangerie gelangen.

Ueber das Gehirn und den Verstand der Thiere.

(Auszug aus Schuberts Abhandlungen.)

Das Gehirn ist überhaupt aus sechs verschiedenen Materien zusammengesetzt, die, wenn man die ganze Masse in hundert Theile theilt, sich in folgenden Verhältnissen finden: Wasser 60, Eyweißstoff (albumine) 7, eine fette Materie 5 $\frac{1}{4}$, Salz und Schwefelsäure, 5 $\frac{1}{2}$, Phosphor 1 $\frac{1}{2}$, Osmazome (der Stoff, welcher Fleischbrühe ihren eigenthümlichen Geruch gibt) 1 $\frac{1}{8}$. — Die kleinen Thiergattungen haben überhaupt verhältnißmäßig weit mehr Gehirn, als die großen. So beträgt das Gehirn in der Nase den 76sten, in der listigen und vorsichtigen Maus den 45sten, in dem sorgfältigen öconomischen Hamster den 21sten, im Sperling den 25sten, im Canarienvogel den 14ten, und in dem verständigen Elephanten nur den 500sten Theil der ganzen Körpermasse. — Da der Zustand und die Menge

des Gehirns, von der Geburt bis zum Tode, und selbst in Krankheiten sich nur wenig ändert, so muß sich desto mehr das Verhältniß desselben zum ganzen Körper, nach dem verschiedenen Alter, dem Wachsthum, dem Fett oder der Magerkeit u. s. w., ändern. — Im Menschen beträgt das Gehirn den 22ten bis 35ten Theil der ganzen Körpermasse, im Hunde nach den verschiedenen Racen den 47ten bis 168ten Theil, im Pferde den 400sten, und im Esel den 212ten Theil; es scheint also, daß man auch hier den armen Eiel Unrecht gethan hat, und daß er seinen Bruder, das Pferd, eben so wohl an Verstande, als an Geduld und Treue übertrifft. Die Affen haben das größte Gehirn, und es gibt sogar eine Art von Savajou, bey der es wie bey dem Menschen, den 22sten Theil beträgt. Am schlimmsten ist der Ochs weggekommen, von dem man, sogar im Vergleich mit andern Thieren, ohne ihm zu nahe zu treten, sagen kann, daß er keine Raison annimmt: sein Gehirn macht nur den 80sten Theil seiner plummen Masse aus.

Diese wenigen Beispiele zeigen schon, daß das Gehirn nicht im Verhältniß der Verstandeskräfte vertheilt ist, da es Thiere gibt, wie der Hamster, der Canarienvogel u. s. w., die reichlicher damit versehen sind, als der Mensch. Allein es gibt eine andere Vergleichung, die richtiger zu seyn scheint. Das Rückenmark, das man gewisser Maßen wie eine Fortsetzung des Gehirns ansehen kann, verliert, so zu sagen, die dem Gehirn eigenthümliche geistige Fähigkeit, so wie es sich von demselben weiter entfernt, und es ist der Sitz des eigenthümlichen thierischen Lebens, wodurch das Thier sich von der Pflanze unterscheidet. Dasjenige aber, wodurch sich das vollständige Thier von dem brutalen, wodurch sich der Hund von der Auster unterscheidet, hat seinen Sitz im Gehirne. Die intellectuellen Kräfte des Thiers würden also nicht im Verhältnisse des Gehirns zur ganzen Masse des Körpers, sondern zur Masse des Rückenmarkes und der daraus entspringenden Nerven, stehen: je größer jenes im Verhältniß zu diesem ist, desto feiner und desto vollkommenerer Ausbildung fähig werden die geistigen Kräfte seyn; wo aber das letztere das erstere weit übertrifft, da werden die bloß physischen und

brutalen Kräfte überwiegend und herrschend seyn. Dies scheint, nach den darüber angestellten Untersuchungen, in der That der Fall zu seyn. Das Insect hat kein eigentliches Gehirn, sondern diese Masse ist durch den ganzen Körper vertheilt; und bey keiner Thiergattung ist das Verhältniß des Gehirns zum Rückenmark so groß, wie bey dem Menschen.

Hierin liegt wahrscheinlich der Grund, daß die Lebenskräfte der unvernünftigen Thiere stärker, und ihre Sinne schärfer sind, als bey den mit Vernunft begabten Menschen. Unsere Organe stehen dem durchdringenden Auge des Adlers, dem feinen Geruche des Hundes weit nach; und in dem intellectuelleren aller Sinne, dem Gehör übertreffen wir vielleicht alle Thiere, so wie uns diese in dem materielleren Sinne, dem Geschmack, übertreffen. Der Mensch nimmt so ziemlich mit jeder Speise süßlieb; aber die meisten Thiergattungen sind auf eine gewisse Nahrung angewiesen, und ihre Zunge verschmäht jede andere Kost. Es scheint sogar, daß sie in Sachen des Geschmacks einen Sinn haben, der uns ganz fehlt; und es wäre nicht zu verwundern, wenn die Natur, indem sie den Thieren, um sie für den Mangel der Vernunft schadlos zu halten, Instincte gab, sie auch mit mehreren, zu ihrer Erhaltung nöthigen Sinnen ausgerüstet hätte, die uns fehlen.

Auf den frühen Tod eines Arztes.

Der gute Mann hat Flug geëilt

Nach seinem Platz da unten;

Denn hätt' er länger hier verweilt,

Hätt' selbst er keinen mehr gefunden

Pfeiffer.

Charade.

Die Erste kommt von Thieren her

Und dienet uns zur Speise,

Und ist das Zweyte gut gebaut,

So fördert es die Reise.

Das Ganze kann in fernem Höhen

Man deutlich, doch bey Nacht nur, sehen.

Auflösung der Charade in Nr. 34.

A u g e n b l i c k.